Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 3 — Bremen-Berlin, den 16. Januar — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Schwere Arbeit. Von A. König. — Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien. III. Von Lic. Dr. Georg Hollmann. — Wie erzieht das Haus zur Religion? Von W. Sonntag. — Römisches Christentum. III. Von D. Dreydorff. — Die geistliche Schulaufsicht. Von F. Hildebrand. — Vom Büchertisch.

Schwere Arbeit.

Als von den Verdiensten Bismarcks die Rede war, sagte einmal eine Krämerseele: Nun, er hat ja seine Arbeit auch gut bezahlt bekommen. Und die Krämerseele meinte das nicht etwa ideal, sondern durchaus real — finanziell. Es klang beinahe so, als ob die ganze politische Arbeit Bismarcks eine Spekulation zu Gunsten seines Geldbeutels gewesen wäre. Krämerseelen pflegen eben von der Höhe ihres Innenlebens aus die Arbeit anderer zu beurteilen und die einzigen Motive, die sie bei ihrer Arbeit anspornen, auch andern unterzuschieben. Wehe den großen Männern, dem politischen, künstlerischen, religiösen Genius, wenn er unter das Henkersbeil der Kritik derer kommt, die nur Geschäftsinteresse, die nur Ponderabilien aber keine Imponderabilien kennen. Solcher Kritiker gibt es im Volke der Denker und Dichter gar viele. Die Nützlichkeitsfanatiker schießen wie die Pilze aus der Erde, denen das Geibelsche Wort gilt:

„Der Maulwurf hört in seinem Loch
Ein Lerchenlied erklingen;
Und spricht: Wie töricht ist es doch,
Zu fliegen und zu singen!“

Einen idealen Flug aber hatte auch die Politik eines Bismarck, auch wenn sie harte Realpolitik war; denn das Ziel seiner politischen Arbeit war ein hohes, herrliches Gut und gar mancher, der Bismarck verketzert und seiner Politik Steine in den Weg geschleudert hat, freut sich heute, auch wenn er's nicht zugesteht, der Segnungen dieses durch Bismarcks Politik uns Deutschen erworbenen Gutes.

Daß diese Politik eine schwere selbstlose, das Risiko des eignen Lebens in sich beschließende Arbeit, ein kühnes Wagnis, eine mutige Glaubenstat war, daran denkt die Krämerseele freilich nicht. Bismarck hat dieses Risiko seiner Politik einmal in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: „Nehmen Sie an, daß der böhmische Krieg mißlang, so war es ja ganz klar, daß ich, wenn ich überhaupt nach diesem Vorfall lebendig meine Heimat wiedergesehen hätte, der allgemeine Sündenbock war, der Verbrecher, der das Vaterland leichtfertig ins Verderben geführt habe, und einer meiner Kameraden äußerte sich auf dem Schlachtfelde: „Die alten Weiber hätten Sie zu Hause mit Besenstielen totgeschlagen.“ Die Politik Bismarcks war im gewissen Sinne auch ein Gang nach Worms. Aber auch er schritt seinen Pfad im guten Bewußtsein, in dem guten Gewissen, seinem Volk und damit seinem Gotte zu dienen; in diesem also letzthin religiösen Bewußtsein fand er die starken Wurzeln seiner Kraft. Und dieses christlich Wurzelechte an ihm, der protestantische Grund und Boden seiner Persönlichkeit, der fest genug war, auch die schwerste Verantwortung zu tragen, macht ihn uns auch als Menschen lieb und teuer. Schwere Arbeit hat auf ihm gelegen und ein schweres politisches Ringen ist es gewesen, das er auf sich genommen um seines Volkes willen. Solche Arbeit ist nicht mit Gold und Silber zu bezahlen. Das ist es, was einer Krämerseele nicht einleuchtet. Auch die Arbeit eines Goethe und Schiller, deren Werke man jetzt so billig haben kann, ließ sich nicht und läßt sich nicht also vergüten, wie man einem Droschkenkutscher die Fahrt vergütet. Es gibt Persönlichkeiten, die für das innere Leben der Menschen das sind, was der Nil für Ägypten. Wer die Menschheit innerlich erhebt, befruchtet, vorwärts bringt, leistet ihr unbezahlbare Dienste. Kann je das deutsche-evangelische Volk es seinem Reformator in die Ewigkeit nachrufen: So, nun sind wir quitt!? Muß es ihm nicht ewig Dank schulden für die schwere Arbeit, die er getan, als er die Sorge vieler tausend Seelen zu seiner großen Lebenssorge machte, und nicht eher ruhte, bis er die Sorge los und des Heils gewiß geworden.

Und wenn ich mich frage: Wer hat die schwerste Arbeit für die Menschheit geleistet, wer hat am härtesten für sie gerungen, so wandern die Gedanken nach Gethsemane: Das ist schwere, schwerste Arbeit, hier wird der Schweiß wie Blutstropfen. Und dann das letzte Stück schwerer Arbeit am Kreuz. Nein, solche Arbeit läßt sich nicht bezahlen, sie ist zu schwer, sie wiegt mehr als viele Säcke Goldes und Silber. Arme Krämerseele, die du das nicht empfindest!

Nermsdorf. A. König.

Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien.

Von Lic. Dr. Georg Hollmann.

III.

Wir hatten das Matthäus-Evangelium als ein lebendiges Denkmal der Zeit betrachtet, in der es entstanden, der Zeit der werdenden katholischen Kirche am Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts. In ihm spiegelte sich wieder die brennende Feindschaft des Judentums gegen die Christen.

Es zeigte uns aber auch die gelassene, würdevolle Abwehr eines Mannes, der die Macht- und Weltstellung seiner Kirche kennt und weiß, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. In dieselben Kämpfe führt uns auch ein anderes Evangelium, das des Johannes — und doch welch' verschiedenartiges Bild! Eine andere Art des Kämpfens, ein anderer Born des Siegesbewußtseins. Es tritt eine neue, eigenartige Persönlichkeit auf den Kampfplatz, die den alten Fehden den Stempel ihres Geistes aufdrückt.

2.

Kirchlich-idealistisches Bewußtsein im Angriff gegen das Judentum (Johannes).

Hell tönen bei Johannes die Fanfaren zum Streit. Nicht bloß Verteidigung — Angriff! Hier merkt jeder einfache schlichte Leser sofort den schneidenden Gegensatz gegen das Judentum. Schon die Art, wie beständig von „den Juden" in der dritten Person geredet wird, zeigt die völlige Kluft gegenüber den Christen. Auch Jesus hat hier vorzugsweise mit „den Juden" als Gegnern zu tun, nicht wie in den andern Evangelien mit den Pharisäern, Sadduzäern, Schriftgelehrten. Die Juden sind hier fast unterschiedlos eine feindliche Masse. Natürlich überträgt der Evangelist die Verhältnisse seiner Zeit auf die Geschichte Jesu. In seiner Zeit sind die Juden insgesamt die Todfeinde der neuen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Religion! Und Johannes tritt lebendig in den Kampf ein, sein leidenschaftliches Temperament treibt ihn zum Angriff. Das zeigt der ganze erste Hauptteil Kap. 1—12. Jesus geht von vornherein nach Judäa, nach Jerusalem, in die Höhle des Löwen. Dort wirkt er in direktem Gegensatz zu den andern Evangelien überwiegend. Und an den Anfang stellt Johannes die Tempelreinigung, die nach den andern Berichten am Schluß steht und die Leidensgeschichte bedingt. Weshalb? Der johanneische Jesus greift die Feinde an. Erst dadurch versteht man die Umstellung. Jesus beginnt mit einer ausgesprochen provokatorischen Tat. Er eröffnet den Feldzug. Die ganze Ungeschichtlichkeit dieser Umstellung erkennt man am besten daraus, daß dieser herausfordernde Angriff völlig im Sande verläuft. Die Gespräche zwischen Jesus und den Juden kann man nur als Streitreden bezeichnen. Es sind Scharmützel zwischen Feinden, und Jesus ist der Angreifende. Das allgemeine Verfahren, das der Autor hierbei beobachtet, ist folgendes: Jesus stellt eine verblüffende, geradezu herausfordernde Behauptung auf. Die Juden verstehen sie falsch. Statt jeder Aufklärung steigert Jesus die Behauptung noch und reizt so die Juden bis aufs Blut, zur äußersten Wut. Zwei Beispiele! 6, 51 behauptet Jesus: ich bin das lebendige Brot vom Himmel her, und zwar ist das Brot, das ich geben werde, mein Fleisch für das Leben der Welt. Das ist für Juden eine schrecklich anstößige Behauptung. Sie ereifern sich und sagen, indem sie Jesu Worte mißverstehen: wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? (6, 52.) Nichts leichter als ein paar Worte der Aufklärung; statt dessen überstürzt Jesus seine Behauptung: wahrlich, wahrlich ich sage euch, wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, so habt ihr nicht Leben in euch. (6, 53.) Jesus spricht hier ausdrücklich von dem Essen seines Fleisches und sogar von dem aufs strengste verpönten Trinken seines Blutes, Worte, die die Juden aufs äußerste reizen mußten. 8, 56 behauptet Jesus: Abraham hat meinen Tag gesehen. Die Juden mißverstehen das, als ob Jesus, der noch nicht 50 Jahre alt ist, gesagt hätte, er habe Abraham gesehen (8, 57). Ohne ein Wort der Aufklärung überbietet Jesus seine Behauptung: wahrlich, wahrlich ich sage euch, ehe Abraham ward, bin ich (8, 58). Das reizt die Juden zu solcher Wut, daß sie ihn steinigen wollen (8, 59). Diese Beispiele reden eine deutliche Sprache. Das ist nicht das Verfahren Jesu, dessen erzieherische Weisheit so gern gerühmt wird.

Es ist die Angriffsstimmung des Evangelisten, die aus seinem eigenen Verfahren spricht. Den Höhepunkt des Angriffs bildet Kapitel 8. Wie vernichtende Axthiebe fallen hier die Streiche. Die Juden richten nach dem Fleisch 8, 15, sie werden in ihren Sünden sterben und damit dem Gericht verfallen 8, 24—26, sie sind Sündenknechte 8, 34, keine Abrahamssöhne 8, 39 f., und dann folgen die furchtbaren Worte: „Ihr habt zum Vater den Teufel, und eures Vaters Gelüste wollt ihr vollbringen. Der war ein Menschenmörder von Anfang, und ist nicht in der Wahrheit bestanden, weil keine Wahrheit in ihm ist" (8, 44). So wird den Juden die Krone, auf die sie so stolz waren, vom Haupt gerissen. Sie, die Juden — Sündenknechte, Satanskinder, Mörder, Lügner, ohne jede wahre Gotteserkenntnis (8, 54): schärfere Angriffe sind nie gegen die Juden gerichtet worden, sie sind unüberbietbar. Unser Autor sieht alles in scharfen, unvermittelten Gegensätzen, das ist mit das Hervorstechendste an seinem Werke. Licht, Himmlisches, Göttliches, Gutes, Wahres auf der einen Seite, und schroff gegenüber Finsternis, Irdisches, Teuflisches, Böses, Lüge. Diese zweite Seite sieht er verkörpert in den Juden. Sie gehören nicht zur oberen lichten Welt, sondern zur unteren finsteren (8, 23), sie sind nicht aus Gott 8, 47 — und deshalb können sie Jesus gar nicht fassen 8, 43. Zwei Welten kämpfen hier miteinander, und die in Christo und den Seinen verkörperte ist zum vernichtenden Angriff übergegangen. Selbstverständlich steht daneben auch die Verteidigung. Die Juden hatten ja angefangen, sie waren die ersten Angreifer. Und die Verteidigung nimmt sogar einen sehr breiten Raum ein, sie zieht sich durch das ganze Werk, sie ist sehr gründlich. Die Juden benutzten besonders auch die Gestalt Johannes des Täufers. Der Täufer steht über Jesus, zeitlich der Frühere sei er deswegen auch der Bedeutendere. Jesus habe sich von ihm taufen lassen und stehe schon darum unter ihm, Johannes käme viel eher als Messias in Betracht. Hier macht unser Evangelist reinen Tisch. Gleich der Prolog muß erklären, daß Johannes nur Zeuge für das Licht, nicht das Licht selbst sei, daß Jesus auch zeitlich vor ihm rangiere (1, 6—8. 1, 15). Mehrfach läßt er den Täufer geflissentlich versichern, er sei nicht der Messias (1, 20. 3, 28), nur der unwürdige Vorläufer (1, 23. 1, 27. 3, 28). Die Taufe Jesu wird gar nicht erzählt, nur gestreift als notwendig um des Täufers willen (1, 32 f.). Der Täufer führt seine Jünger Jesu zu (1, 35 f.), er muß abnehmen, Jesus wachsen (3, 30). Fürwahr, eine höchst wirksame Art der Verteidigung! Auch die Angriffe, die die Juden gegen die Lehre von der Gottessohnschaft Jesu führten — das war für sie die reine Gotteslästerung — weiß unser Evanglist trefflich zurückzuweisen (10, 33—38). Hier lassen sich noch zahlreiche Einzelbelege beibringen. Ich berühre nur noch ein Hauptgebiet, die Leidensgeschichte. Diese Periode bot den Juden die wirksamsten Waffen: Jesu Schwäche, Ohnmacht, Unwissenheit, sein Verbrechertum. Hier hat Johannes umfassender als irgend ein anderer Evangelist die Verteidigung geführt durch eine zielbewußte Bearbeitung der Geschichte. Keine Stelle redet deutlicher als 18, 1—11. Hier wird die Gefangennehmung Jesu erzählt. Jesus, der alles Kommende weiß, geht den Häschern entgegen. Er fragt zuerst, wen sie suchen. Auf ihre Antwort: Jesus von Nazareth, spricht er nur die beiden Worte: ich bins. Da treten sie zurück und fallen alle wie Marionetten zu Boden. Man denke, römische Legionäre! Jesus läßt dann seine Jünger gehen und läßt sich freiwillig abführen. Durch diese völlige Umbiegung wirklicher Geschichte ist aber eins erreicht. Von Ohnmacht, Schwäche Jesu kann nicht mehr die Rede sein. Als Gott tritt er den Soldaten gegenüber, zwei Worte, und sie sinken zu Boden, er trifft die Anordnungen, die Gefangennehmung ist sein Werk. Auch die Abschiedsreden Kapitel 13—17 zeigen seine völlige Gefaßtheit und sichere Ruhe. Er hat auch alles von Anfang an gewußt, seinen Tod (2, 19—22. 3, 14. 7, 33 f. ꝛc.) in erster Linie aber den Verrat des Judas (6, 64. 6, 70 f.). Weiß doch selbst der Täufer von vornherein, daß Jesus das Lamm ist, das der Welt Sünde trägt (1, 29. 1, 36).

Gründlicher kann man nicht vorbauen. Daß Jesus kein Verbrecher war, muß auch hier Pilatus ausdrücklich bezeugen, der keine Schuld an ihm findet (19, 4. 19, 6), ihn gern loslassen möchte (19, 12) und nur durch die Drohungen der Juden sich einschüchtern läßt (19, 12—16). Daß Jesus nicht etwa bloß scheintod gewesen und die Auferstehung demnach ein Schwindel sei, wird durch 19, 33—35 erwiesen. Es sind das nur einige Punkte aus einem umfassenden Material, freilich die wichtigsten. Sie zeigen, wie sehr unserem Evangelisten auch die Verteidigung am Herzen lag. Es ging ja auch gar nicht anders. Aber das für ihn, seine Stimmung, sein Temperament Bezeichnende ist der Angriff! Ohne Frage ist hier der Kampf viel lebendiger, auffallender wie bei Matthäus. Auch hier aber gewinnen wir das volle Verständnis des Mannes erst, wenn wir das Bewußtsein erkennen, aus dem heraus er kämpft.

Wie erzieht das Haus zur Religion?

Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, soll das Elternhaus dem Kinde, außer anderen Gütern, die religiöse und sittliche Grundrichtung seines Lebens als wertvolles, unveräußerliches Erbe mitgeben. Wir warten mit der religiösen Erziehung nicht, bis die Schule ihre biblischen Geschichten und ähnlichen Wissensstoff, die Kirche ihre Glaubenslehren, das Schicksal seine Erfahrungen und Prüfungen übermittelt, sondern von der allerfrühesten Jugend an, bewußt und unbewußt, geflissentlich und unabsichtlich, wirken wir auf die religiöse Entwicklung unserer Kinder ein. In weitaus den meisten Häusern geschieht diese Beeinflussung aus nahe liegenden Gründen weniger theoretisch als praktisch, mehr gelegentlich als systematisch. Zu einer grundsätzlichen Verneinung oder Vernachlässigung dieser Seite der erzieherischen Tätigkeit werden sich nur solche für berechtigt und verpflichtet halten, die jedes religiöse Gewächs für ein schädliches Unkraut halten, das je zeitiger desto besser ausgerottet werden müsse.

Aber womit beginnen wir die ernste, schwierige, verantwortungsvolle Aufgabe, die Unmündigen in die Offenbarung des größten aller Geheimnisse einzuführen? Selbstverständlich handelt es sich zunächst nicht um einen eigentlichen Unterricht durch Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, Überlieferungen, sondern lediglich um die zarte und sorgfältige Pflege der Keime, welche die Natur in das Empfindungsleben der Kindesseele gesenkt hat. Mutter und Vater sind die ersten Wesen, von denen das Kind sich abhängig, zu denen es sich hingezogen fühlt. Der Name der Mutter und des Vaters ist den kleinen Lippen längst vertraut, ehe sich das große Rätsel des unbekannten Gottes auf den rosigen Mund der Einfalt wagt. Kann es einen deutlicheren Fingerzeig dafür geben, daß wir es getrost darauf ankommen lassen dürfen, daß das erste aufdämmernde Bild der Gottheit die Züge des Vaters trägt? Berührt sich hierin nicht der angeborene Trieb mit der höchsten Weisheit, die für die Gottheit kein kühneres und zutraulicheres Wort fand als den Vaternamen? Unsere Söhne und Töchter werden nicht übel beraten sein, wenn sie aus allen Verschwendungen, Beraubungen und Schiffbrüchen ihres späteren Lebens den unverlierbaren Schatz der bewußten Gotteskindschaft retten und dadurch selbst vor dem Untergange in Nacht und Grauen gerettet werden.

Bei aufgeweckten Kindern überrascht uns unerwartet früh die Frage: wer macht die Blumen im Garten? und wer die Bäume im Walde? die Vögel in der Luft? die Sonne am Himmel? Und damit ist dann das endlose Spiel von Fragen aufgerollt, denen du als Vater und Mutter Rede und Antwort stehen mußt, so gewiß dein Kind an deine höhere Erkenntnis glauben soll. Wohlgemerkt, nicht in der Fibel, nicht im Katechismus, nicht unter dem Schulkatheder und der Kirchenkanzel, sondern in dem herrlichsten aller Bilderbücher, in dem unvergleichlichsten aller Lehrsäle, in der Natur vernimmt das lauschende Ohr des Kindes die erste Stimme des lebendigen Gottes, sieht es erstaunt und fröhlich, lächelnd und furchtsam die ersten Erscheinungen übermenschlicher Kräfte. Zur Natur haben wir unsere Kinder von ihren frühesten Schritten an zu führen, zur Freude an der Natur, zur Beobachtung der Natur, zur Erforschung der Natur. Was auf diesem unerschöpflich reichen Boden mit spielender Hand ergriffen und gesammelt wird, trägt später die ergiebigsten Ernten für die Würdigung der Schöpfung und ihres Schöpfers.

Es ist wahr, die Kinder mit ihren unermüdlichen Fragen nach dem Woher? Warum? Wozu? bringen uns in grausame Verlegenheiten des Wissens und Gewissens. Aber warum ihnen nicht offen eingestehen, daß „der liebe Gott", wie sie mit kindlicher Zutunlichkeit ihn immerhin nennen mögen, seine Verborgenheiten, seine Dunkelheiten, seine unerkannten Gesetze, seine verschwiegenen Ratschlüsse uns noch nicht entschleiert habe? Muß denn nicht die mutigste Philosophie so gut wie die frömmste Theologie ehrlicherweise bekennen, daß unser Wissen und Weissagen von der Gottheit Stückwerk sei und immer Stückwerk bleiben werde? Nichts wirkt nachhaltiger auf das Gemüt des Kindes in der Richtung auf den Urgrund der Dinge, als daß selbst der Vater, von dessen überlegenem Wissen es sonst jede Stunde Beweise erhält, einräumen muß, hier vor einer verschlossenen Tür zu stehen.

Gehorsam und Ehrerbietung erwarten, verlangen, erzwingen wir von unseren Kindern. So will es das Naturrecht, das uns bis zu einem gewissen Grade Macht, Amt, Würde, Ansehen, Entscheidung ihnen gegenüber einräumt. Je williger ein Kind seinen Eltern gehorcht, je ehrfürchtiger es zu ihnen aufschaut, je freudiger es ihre Autorität anerkennt, desto leichter wird es sich gewöhnen, nachdem es die Kinderschuhe längst ausgezogen hat, sich dem Willen der göttlichen Vorsehung zu beugen, auch wenn es die Gründe und Ziele der himmlischen Erziehung so wenig klar begreift wie vordem die der irdischen. Freilich, welche Wucht der Verpflichtung legt uns Eltern die erkannte Notwendigkeit auf, in unserem vorbildlichen Verhalten einen Abglanz der Gerechtigkeit, Güte, Treue, Unsträflichkeit auszustrahlen, als deren Ideal wir Gott verehren! Das ist in der Tat eine „Gottähnlichkeit", vor der uns bange werden möchte.

Bitten und danken sollen unsere Kinder lernen. Was ursprünglich Gewöhnung zur guten Sitte und Wohlanständigkeit war, das reift allmählich zur demütigen und dankbaren Einordnung des Eigenwillens in die Entscheidungen des Schicksals. Nicht töricht, sondern weise handelt die Mutter, die ihre Kleinen beim Schlafengehen die Händchen falten und ein frommes Sprüchlein stammeln lehrt, denn in der Unrast der Zeit, der sie als Männer und Frauen anheim fallen werden, wird ihnen eine tägliche Minute der Sammlung und Selbstbesinnung vor der Tür der Ewigkeit, an die der Betende anpocht, von nöten sein, zumal wenn erst das Kreuz und seine Not die Schultern und die Herzen drückt. Selbst das Tischgebet verdient nicht, als unmoderner Urväter-Hausrat in die Rumpelkammer abgeschoben zu werden, sondern auch dem vom gedankenlosen und abergläubischen Plappern frei gewordenen Menschen steht es wohl an, seinem Tisch und Herd einen Hauch der Weihe zu erhalten, die einst die Hausaltäre des Altertums umwehte.

Liebe ist der Ursprung des Menschenlebens. Liebende Arme nehmen das Neugeborene in Empfang; Liebe nährt und kleidet, pflegt und schützt seine zarten, gebrechlichen Glieder; Liebe weckt es auf und bringt es zur Ruhe; Liebe trocknet seine Tränen, verzeiht ihm Unart, Torheit und Fehltritt; Liebe überschüttet es mit Gaben und zündet ihm das große Symbol des Lichtes in kalter Winternacht an. Wohl unseren Kindern, wenn sie der frohesten aller Botschaften inne werden, daß Gott die Liebe ist, und wer in der Liebe bleibt, in Gott lebt; wohl ihnen, wenn sie in aller Kälte, allem Eigennutz, allem Haß und Groll des

Erdenlebens sich einen Funken des heiligen Feuers der Liebe bewahren, in deren Besitz das einzige unverlierbare Glück und der einzige unfehlbare Trost unserer armen Tage besteht!

Denn zur Gemeinschaft sind wir geboren, und zur Gemeinschaft müssen wir erzogen werden. Jede Hausgenossenschaft ist ein Mikrokosmus im Makrokosmus, eine kleine Welt in der großen. Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Herrschaften und Dienstboten sind auf einander angewiesen, mit einander verbunden, zur gegenseitigen Rücksichtnahme, Hilfeleistung, Dienstfertigkeit verpflichtet, alle der gleichen Ordnung und Zucht des Hauswesens untertan, alle gleichermaßen am Gedeihen und Behagen der Häuslichkeit beteiligt. Welch eine Schule der Pünktlichkeit, der Selbstbeherrschung, des Entgegenkommens, der Gefälligkeit, der wechselseitigen Förderung, der Vermehrung der Freuden und Genüsse, der Verminderung der Widerwärtigkeiten und Schmerzen! Sozialismus hin, Sozialismus her: — wenn wir nicht mehr imstande wären, unseren Kindern die tägliche Wohltat eines harmonischen, wahrhaft humanen Familienlebens zu bieten, so wären wir vollendete Narren, sie das Heil der Zukunft in dem Wolkenkuckucksheim sozialistischer Träumereien suchen zu lassen.

Gebundenheit und Freiheit sind die beiden Angelpunkte der Entwicklung für Individuen und Völker. Wo hätten unsere Kinder bessere Gelegenheit, durch anfängliche Beschränkung und Leitung ihrer Willensäußerungen, Neigungen und Kräfte sich allmählich zur sittlichen Freiheit der Selbstbestimmung hindurchzuringen, als innerhalb des Vaterhauses, das sie beaufsichtigt, beherrscht, lenkt, beeinflußt, lobt und belohnt, tadelt und straft, nicht um sie zu stumpfen Sklaven oder leblosen Automaten eines fremden Willens zu machen, sondern um sie zu sittlichen Persönlichkeiten zu bilden? Das ist die Pädagogik aller gesunden Religion, das von außen aufgedrungene „du sollst" in das von innen aufquellende „ich will" umzuwandeln. Dieser Grundsatz schließt zugleich die Maßnahmen ein, die wir zu treffen haben, um die dogmatische, kirchliche, konfessionelle Richtung anzubahnen, in der wir unsere Kinder später sich betätigen zu sehen wünschen. Aus hundert Zeichen merken sie bald, welches Geistes Kinder wir sind, auf welche Tonart das Haus gestimmt ist, ob und wie religiöse Probleme zur Sprache gebracht und behandelt werden, ob biblische Rechtgläubigkeit verlangt oder kritische Stellung zu den biblischen Urkunden erlaubt wird, ob Weitherzigkeit oder Unduldsamkeit das Wort führt, ob die Heiligtümer der Frömmigkeit in Ehren gehalten werden oder Witz und Frivolität sie mit Füßen tritt. Es zwitschern die Jungen, wie die Alten sungen. Meistenteils werden wir ernstlich wünschen, daß unsere Nachkommen in den gleichen Bahnen wandeln, die wir zur Richtschnur unseres Lebens erwählt haben. Allein wir werden sie nicht hindern wollen und dürfen, unbestreitbare Ergebnisse der Wissenschaft auf ihre religiöse Weltanschauung einwirken zu lassen, persönlich gewonnene Überzeugungen ihr Denken und Handeln bestimmen zu lassen, auf die Gefahr hin, daß sie in diesen Meinungen und Taten von den unsrigen abweichen. Unter allen Umständen werden wir, so weit unser Einfluß noch die heranreifende und auf eigenen Füßen stehende Jugend erreicht, darauf halten und uns dabei beruhigen müssen, daß unsere Söhne und Töchter mit ihrem Wort, ihrem Gewissen, ihrer Tat für ihre Religiosität eintreten und mit geschichtlichem Verständnis und pietätvoller Würdigung auch solchen Glaubensvorstellungen und gottesdienstlichen Formen gerecht zu werden versuchen, die sie für ihre Person nicht mehr als angemessen und verbindlich anzuerkennen vermögen.

Ungleich wichtiger als diese Grundlegung einer zugleich frommen und freien Weltanschauung ist die Erziehung zur Arbeit. Man braucht kein garstiger Spielverderber und öder Pedant zu sein, wenn man seine Kinder von früher Jugend auf an regelmäßige, zweckbewußte Tätigkeit gewöhnt. Gerade die unmerkliche Hinüberleitung vom fröhlichen, eifrigen Spiel zur ernsten, emsigen Beschäftigung ist eine außerordentlich wichtige erzieherische Maßregel. Wiederum spiegelt sich hier in der kleineren Welt der Familiengemeinschaft die größere der späteren Berufspflicht, der Anteilnahme an den Aufgaben des Bürgertums, der Gemeinde, des Staates, der Gesellschaft, der Menschheit. Nur keinen Müßiggänger in unserem Hausverbande dulden! Denn aus den Müßiggängern wachsen die Schwätzer, die Neunmalklugen, die Nörgler und Hetzer, die Schlemmer, die Verbrecher heran. Nicht für die andächtige Faulenzerei und feige Weltflucht der Klöster, aber auch nicht für das tatenlose Philistertum der Bierbank, nicht für die giftige Verhetzung dröhnender Volksversammlungen oder lichtscheuer Umtriebe wollen wir unsere Söhne erziehen, sondern zur freien, ehrbaren, fleißigen, strebsamen Berufstätigkeit in Werkstätten und Kontoren, in den stillen Klausen der Wissenschaften und Künste, auf den lauten Märkten des rastlosen Lebens. Vorerst sollen sie sich selbst eine tüchtige, lohnende, befriedigende Existenz schaffen, ehe sie daran gehen, mit Rat und Tat an politischen und sozialen Werken großen Stiles sich zu beteiligen. Und wenn wir unsere Töchter, dem Zuge der Zeit folgend, über die Schranken des Vaterhauses hinaus zur selbstständigeren Ausnutzung ihrer Kräfte auf mannichfachen Gebieten der Erwerbstätigkeit fortschreiten sehen, so wird es immerhin unsere Pflicht sein, sie vor der naturwidrigen, unerquicklichen, lächerlichen, verhängnisvollen Verleugnung der Weiblichkeit zu warnen und zu behüten, die darauf ausgeht, es um jeden Preis und an jedem Ort den Männern gleich tun zu wollen. Seien wir nicht allzu zimperlich, das papageienhafte Nachschwatzen des neuesten Evangeliums von dem Recht und der Pflicht des „Sichauslebens", das bei der begabten und unbegabten weiblichen Jugend der Gegenwart so viele offene Ohren und beredte Lippen findet, mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Ehrbarkeit, Zucht, Scham und Scheu, sorgsame Hut des häuslichen Herdes vor Entweihung jeder Art sind der überlieferte Stolz unserer Frauen, und es wird an uns sein, ihnen und uns dieses heilige Amt und Priestertum zu erhalten.

Vortreffliche Gelegenheiten, diese Gesinnungen in den Herzen der Jugend zu pflegen, bieten unsere hohen Feste, die gottlob noch immer ihren auf tausendjähriger Sitte beruhenden Doppelcharakter halb religiöser, halb familiärer Art bewahren. Ein Weihnachtsabend im traulichen Heim, mit seinen aus grauer Vorzeit überkommenen, aus morgenländischen und abendländischen Bestandteilen bunt und bedeutsam gemischten Symbolen; ein Ostermorgen, der die Beglaubigung der ungeheuren Botschaft der Auferstehung des Lebens vom Tode im Garten und auf dem Felde sucht; ein Pfingsttag inmitten der vom Geist erfüllten Gemeinde im Gotteshause und im maiengrünen, vom Odem Gottes durchwehten Walde: — welche unauslöschlichen Eindrücke, welche unverlierbaren Schätze, welche Aussaaten frommer, bis in die Tiefen der Seele dringender Regungen, die ihre gesegneten Ernten, immer neue Aussaaten, immer wieder neue Ernten zeitigen! Verdorren sollen die Hände, die unseren Kindern die Poesie dieser Bildersprache nehmen wollen, der einzigen, in der sie die Geheimnisse des Himmelreiches verstehen!

Beispiel und Gewöhnung sind die beiden wirksamsten Hilfskräfte, die kein erfahrener Erzieher sich entgehen lassen wird. Mancher Vater klagt darüber, daß sein der Konfirmation entgegen gehender Sohn schlechterdings nicht zum Kirchenbesuch zu bringen sei. Es gäbe ein sehr einfaches Mittel: wenn der Herr Vater sich selbst entschließen wollte, seinen Sohn zu begleiten, anstatt daß beide den Sonntagsmorgen nur zum Ausschlafen oder Zeitunglesen oder Radfahren zu verwenden wissen. Manche Mutter kann die Zeit nicht erwarten, ihre dreizehnjährige Tochter in den Konzertsaal und in das Theater mitzunehmen, angeblich, um sie möglichst früh in das Reich der „Kunst" einzuführen, die heutzutage vielen zum Ersatz der verschmähten Religion dienen muß. Dadurch wird bei den jungen Mädchen, die sonst für den Mariensinn und den Marthadienst des religiösen Lebens so empfänglich sind, der törichte Irrtum genährt,

als sei eine möglichst unverstandene Symphonie eine durchaus bessere Musik als ein Choral, ein albernes und frivoles Possenspiel ein annehmbarerer Zeitvertreib als eine Predigt, in der zehnmal mehr Geist, Herz und Arbeit steckt, auch wenn es der Frau Mutter nicht gelingt, dieser guten Dinge habhaft zu werden, weil sie, ihrer „modernen" Bildung zum Trotz, noch an die alte Fabel glaubt, jede Predigt sei langweilig und unfruchtbar und das Amen das beste an ihr.

Vermessen scheint es, in wenigen Sätzen Winke über ein Thema geben zu wollen, über das man Bände schreiben könnte, ohne es zu erschöpfen. Allein unser Blatt ist nicht der Ort gelehrter Ausführlichkeit und Begründung, sondern gemeinverständlicher Anregung zum eigenen Nachdenken und Handeln. Unseren Kindern gehört die Zukunft. Mögen sie bei allen Fortschritten, Erfolgen, Errungenschaften, die wir ihnen im voraus gönnen, des Meisterwortes nicht vergessen, das aller religiösen Unterweisung vorschweben soll: „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nimmermehr hinein kommen." W. Sonntag.

Mammonsdienst und Herrschsucht in der Römischen Kirche.

(Römisches Christentum. III.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

4.

Soviel vom Jüdischen und Heidnischen der römischen Kirche, wie es sich in ihrer Intoleranz, in ihrem Reliquienkult, in dem Ablaß verheißenden Messelesen und dergleichen mehr kundgibt. Aber ich habe Ihnen versprochen, den Abfall der Papstkirche vom Geist des Christentums an einzelnen Worten Jesu zu zeigen. Allbekannt und von niemand bezweifelt sind die auf den „Mammon" bezüglichen. Die Frage, ob nicht Jesus mit etlichen zu weit gegangen sei, beschäftigt uns hier nicht. Gerade aus seinen heftigsten Worten wider den Mammon geht deutlich hervor, wie verhaßt er ihm war. Und nur das gilt es zu konstatieren. Jesus hat das Trachten nach Reichtum, nach „den Schätzen, die Motten und Rost fressen und denen die Diebe nachgraben, um zu stehlen", den Seinigen ausdrücklich verboten, (Matth. 6, 19) und die Kirche hat dieses Verbot von jeher mißachtet und tut's noch. Ja, sie hätte kaum anders handeln können, als sie getan, wenn Jesus ihr das Verbotene zur Pflicht gemacht und gesagt hätte: „Scharrt zusammen, soviel ihr könnt!" Vielleicht mit dem Zusatz des englischen Großkaufmanns an seinen Sohn: „if can be, honestly" . .; indessen seid nicht zu wählerisch in den Mitteln! Der Orden, der sich ausdrücklich nach Jesus nennt, hat sich am besten darauf verstanden. Er verfügt über ungezählte Millionen, während ebensoviele Millionen „christlicher Brüder und Schwestern" am Hungertuch nagen. Jesus sagt, „es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme", und die römische Kirche kann nicht bestehen, ihren Aufwand nicht bestreiten, ohne die reichen Leute. Jesus war arm, „die Füchse haben Gruben usw., aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege", (Matth. 8, 20); aber die Prälaten in seiner Kirche, die Päpste, die Kardinäle, die Bischöfe, die Äbte wohnen in stattlichen Palästen. Sie leben wie der reiche Mann im Gleichnis (Luc. 16) und der arme Lazarus fehlt vor keines Tür. Sie halten sich eine zahlreiche Dienerschaft, geschickte Köche oder Köchinnen, Luxuspferde, Prunkwagen usw. Nirgends auf der Welt tritt einem der Unterschied zwischen den Großwürdenträgern der römischen Kirche und dem halbnackten Proletariat, so kraß entgegen, wie in der Residenz des Statthalters Jesu, und man fragt sich vergeblich: worin besteht, auf ihre Lebensweise abgesehen, die Ähnlichkeit zwischen jenen und dem Zimmermannssohn aus Nazaret, den sie als ihren sie zur Nachfolge verpflichtenden „Herrn und Meister" bekennen?

Ebenso streng wie den Mammon verurteilt Jesus das Trachten nach weltlicher Herrschaft. Wohl verstanden! Er hat nichts dagegen, daß es Kaiser und Könige gibt (Matth. 20, 25; 22, 21). Aber sie zählen nicht als solche in seinem Reich und seine Jünger sollen nicht herrschen, sondern einander dienen. Denn „sein Reich ist nicht von dieser Welt", will sagen: es ist kein Weltreich und läßt sich deshalb mit äußeren Machtmitteln weder gründen, noch behaupten und schützen. Auch die darauf bezüglichen Worte sind den Römischen bekannt; aber wiederum verhalten sie sich in dem Stück, wie wenn Jesus das Gegenteil gesagt hätte, über nichts mehr jammernd, als über den Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes und sie bei jeder Gelegenheit zurückfordernd. Jesus hatte und wollte keine Diener, die für ihn stritten — auch nicht zur Verteidigung seines Lebens gegen ungerechten Angriff: „Stecke dein Schwert an seinen Ort, denn wer zum Schwert greift, der soll durchs Schwert umkommen, und seine Nachfolger beteiligten sich, wie oft! an blutigen Rache- und Eroberungskriegen. Das tun sie seit dem Jahre 1870 nicht mehr, und man weiß, warum? Doch gefallen sie sich bis zur Stunde in unnützer Soldatenspielerei.

Ein anderes bekanntes Wort Jesu verurteilt den ehrgeizigen Rangstreit der Seinigen und alle geistliche Ueberhebung. „Ihr seid Brüder", Matth. 22, 8. Damit ist alles gesagt. Kein Bruder ist des andern „Vater, Meister, Rabbi". Er selbst wollte nicht „guter Meister" genannt werden, „denn niemand ist gut als Gott allein" Matth. 19, 17. Wie stellt sich dazu die römische Priesterschaft? Zum drittenmal muß ich sagen: wie wenn Jesus das Gegenteil gesagt hätte. Jahrhunderte lang haben die Patriarchen von Rom und Konstantinopel, zeitweise einander verfluchend, um den Vorrang gestritten. Auch einem verbrecherischen Papst, wie Alexander VI., wäre „guter Meister" zu wenig gewesen und die Anrede „Vater" oder „Rabbi" hätte jeder für eine Beleidigung gehalten. Der Nachfolger des demütigen Jesus, der seinen Jünger die Füße wusch, muß als „Allerheiligster" Vater begrüßt werden und den gläubigen Katholiken gilt es als Auszeichnung und Ehre, ihm den Pantoffel küssen zu dürfen. Wer auch nur die Gleichheit der römischen Priester untereinander zu behaupten wagte, wäre ein Revolutionär und seine Berufung auf den obersten Herrn der Kirche würde ihm nichts nützen. Der Apostel Paulus mahnt: „werdet nicht der Menschen Knechte! ihr seid zur Freiheit berufen! Steht in ihr fest!" und die römische Kirche ist eine Anstalt, die alle Freiheit — des Denkens, Wollens und Handelns — wissentlich und geflissentlich unterdrückt. Die Laien sind den Priestern unterworfen, diese den Bischöfen, die Bischöfe den Erzbischöfen und alle ohne Ausnahme sind Knechte des unfehlbaren Statthalters Gottes in Rom. Und daran ist nicht zu rütteln. Denn in der despotisch regierten Kirche gilt der Grundsatz der deutschen Sozialdemokratie: „Wer sich nicht fügt, wer revidieren und reformieren will, der fliegt hinaus".

5.

Nur in einem Stück sind die Priester untereinander gleich. Alle können ein Wunder verrichten, daß hinter keinem der von den größten Wundertätern erzählten zurücksteht. Ich meine, daß der blödeste Bauernjunge, sobald er die Priesterweihe empfangen hat, so gut wie der Papst, ein dafür bestimmtes Stück Brot in den Leib Jesu verwandeln kann. „Sechs Tage", sagte jemand, „hat Gott gebraucht, um die Welt zu erschaffen; der Priester erschafft in einem Moment den Gottmenschen." Die Kirche scheint übrigens dieses Wunder nicht hoch anzuschlagen; denn zur Heiligsprechung, die an erster Stelle von Wundern abhängig ist, reicht es nicht aus. Es müssen, wo es sich darum handelt, noch andere, vorzugsweise medizinische Wunder hinzukommen. Und das begreift sich, insofern sonst alle Priester für Heilige erklärt werden müßten; eine Konsequenz, die man zu scheuen Ursache hatte, auch abgesehen davon, daß die an so viele Individuen verteilte Gloriole an Wert verlieren würde. Da zur Heiligsprechung immer drei Wunder des Kandidaten erforderlich sind, so begreift sich übrigens auch, daß der Akt immer seltener und

an Zeitgenossen gar nicht vollzogen wird. Denn auch der Wunderglaube der Gläubigsten hat seine Grenzen. Als der vom Papst Leo XII. im Jahre 1825 selig gesprochene Mönch Julianus dargestellt wurde, wie er Vögel vom Bratspieß abnahm und wieder lebendig machte, da spotteten die frommen Römer mit der Bemerkung: „sie hätten doch lieber einen Heiligen, der ihnen die Vögel an den Spieß liefere, als einen, der sie davonfliegen lasse."

Doch das ist eine Abschweifung. Ich wollte an Schriftworte erinnern, die von der römischen Kirche Tag für Tag und, sozusagen, offiziell übertreten werden. Ein solches ist unter andern das Wort Jesu wider alles lieblose Richten und Fluchen. „Richtet nicht, auf das ihr nicht gerichtet werdet" Matth. 7, 1. „Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet." Dem zustimmend der Apostel Paulus, Röm. 2.; 12, 14: „Segnet und fluchet nicht." Und Jesus sogar: „Segnet die euch fluchen" Matth. 5, 44. Nun läßt sich ja nicht leugnen, der Papst ist freigebig mit seinem apostolischen Segen, dessen Spendung ja seine erste Amtshandlung zu sein pflegt; aber er versteht sich leider ebensogut aufs Fluchen, aufs Richten und Verdammen; und das ist nicht christlich. Auch die Schuldigsten hat Jesus nicht gerichtet, sondern für sie gebetet.

Allbekannt ist weiterhin sein Wort vom Gebet: „Ihr sollt nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie würden erhört, wenn sie viele Worte machen. Stellt euch ihnen darin nicht gleich. Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe ihr ihn bittet", Matth. 6, 7 ff. Die Mißachtung dieses Gebots ist wohl nicht ebenso seelenverderblich, wie das Trachten nach Reichtum, Macht, Ehre, aber sie ist für die Religion des Geistes tiefbeschämend, um nicht zu sagen skandalös. Gilt's doch, wie wenn es Jesus empfohlen hätte, als ein Zeichen besonderer Frömmigkeit, beim Beten viele Worte zu machen und ein und dasselbe Gebet dutzendemal zu wiederholen. Und das unabhängig von Ort und Zeit. Auf der Strandpromenade eines belgischen Badeorts sah ich römische Priester, die da, auf- und abwandelnd, aus dem Brevier Gebete murmelten, genau wie die Pharisäer, die, statt des von Jesus empfohlenen „stillen Kämmerleins" die ihrigen auf der Straße, damit sie „von den Leuten gesehen würden", zu verrichten pflegten, Matth. 6; 5, 6. Das Ärgste aber ist wohl, daß das Gebet von der römischen Kirche auch als Strafmittel gebraucht wird. Der Priester gibt seinem Beichtkinde auf, so und so viele „Paternoster" und „Ave Maria" zu beten; ja, nicht zur „Übung in der Gottseligkeit", wie man es deuten könnte (1. Tim. 4, 7), sondern um damit büßen zu lassen.

Das Wort Jesu: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn und ihm allein dienen", Matth. 4, 10, ist so selbstverständlich, daß es sogar dem Teufel einleuchten mußte. Denn mehr als einen Gott, oder neben ihm Halbgötter zu verehren, ist heidnisch. Doch widerspricht auch dem die Praxis der römischen Kirche. Ob freilich die Heiligen nach katholischer Lehre „anzubeten" seien, mag dahingestellt bleiben: sicher ist, daß sie, nach ihr, „anzurufen" und um ihre Fürsprache zu bitten sind, und daß das Volk zwischen „anbeten" und „anrufen" nicht unterscheidet. Eine wie unwürdige Vorstellung von Gott aber die Lehre von der Fürsprache der Heiligen voraussetzt, liegt am Tag. Sie ist menschlichen Verhältnissen, und zwar sehr unvollkommenen, nachgebildet. Wer bei Hofe einen guten Freund hat, wird eher vom Fürsten etwas erreichen, als der arme Teufel, dessen sich niemand annimmt. Und so, schließt man, bewußt oder unbewußt, geht's auch am himmlischen Hof zu. So sicher wie die Seelenmesse für die Verstorbenen wirkt freilich der Heiligen Bitte für die Lebenden nicht. Aber dafür kostet sie auch nichts. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges — und auf mehr läßt sich nicht rechnen — steht begreiflicherweise im geraden Verhältnis zur Bedeutung der himmlischen Fürsprecher. Deshalb darf am sichersten darauf rechnen, wer die „Himmelskönigin" für sich gewinnt. Denn seiner Mutter wird Gott nicht leicht etwas verweigern. Ein Jesuit hat ausgeklügelt, warum das Gott gar nicht vermag; aber seine Beweisführung ist zu groteskheidnisch und häßlich, als daß ich sie mitteilen könnte. Auch weiß ich nicht, ob die römische Kirche den Beweis des Jüngers Loyolas für die „Allmacht der Mutter Gottes" gebilligt hat, und bin zu ihrer Ehre geneigt, es zu bezweifeln. Ebenso weiß ich nicht, ob es kirchliche Lehre ist, daß die Heiligen manche Bitten ihrer Verehrer aus eigner Machtvollkommenheit erfüllen können, wohl aber, daß die Kirche dem im katholischen Volk weitverbreiteten Aberglauben nicht wehrt, daß manche Heilige ihre besonderen Geschäfte haben, daß beispielsweise Apollonia gegen Zahnweh hilft, Blasius gegen Halsweh, Rochus und Sebastian gegen die Pest, Florian gegen Feuersgefahr, Ulrich gegen Ratten; daß der heilige Antonius verlorene und gestohlene Sachen wieder herbeischafft, (dafür muß aber in der katholischen Schweiz etwas bezahlt werden!) daß sich Urban der Winzer annimmt, woran das Studentenlied erinnert: „O heilger Urban, gib uns Trost ꝛc.", Barbara der Artillerie, Crispinus der Schuster, Martinus der Säufer, Gallus der Gänse usw. Es genügt das Gesagte und Allbekannte zum Beweis, daß sich die Gebetspraxis der römischen Kirche in ihrer Entartung von der heidnischen*), die in den „Gebetsmühlen" der Buddhisten ihren Höhepunkt erreicht hat, nicht wesentlich unterscheidet.

Ob man sich auch von den Zutaten zum Gebet, von den Gelübden, vom Weihwasser und Weihrauch, vom Sichbekreuzigen, vom häufigen Niederknieen und anderen mimischen Verrichtungen einen Vorteil verspricht? Von den Gelübden ist es unzweifelhaft, — der Fromme versteht sich dazu nach dem Grundsatz do, ut des, wie Benedict XIV., der das Bild eines, um dessen Heiligsprechung es sich handelte, auf sein krankes Bein gelegt haben soll mit den Worten: „Tust du mir Gutes, so tue ich dir's auch; heilst du mich, so will ich dich heilig sprechen" —, und von anderem Beiwerk ist es wahrscheinlich, insofern es für manches, für die zahllosen Kniebeugungen bei der Messe, für die Pracht der Priestergewänder, für deren häufigen Wechsel während des Gottesdienstes und, mit einem Wort, für das ganze theatralische Kultusgepränge keine andere Erklärung gibt. In der gewöhnlichen Prozession feiert die Gemeinde wohl nur sich selbst, nach Analogie der Schützengilden, der studentischen und anderer Korporationen, die sich in ihren Aufzügen mit Musik und Bundesfahne ihrer besonderen „Herrlichkeit" bewußt werden; manchen jedoch liegt Absicht und Berechnung zu Grunde: man will damit bei Gott oder bei einem Heiligen, dem zu Ehren sie veranstaltet wird, etwas erreichen, und die Echternacher Springprozession, um eine herauszugreifen, ist gewiß keine bloß darstellende Kultushandlung. Die Teilnahme an ihr ist beschwerlich und gilt deshalb, und weil niemand dazu verpflichtet ist, als verdienstlich. Dies aber ist weiterhin nur aus der Ethick der römischen Kirche, in ihrem Unterschied von der evangelischen, zu verstehen.

*) Einiges, wie schon bemerkt wurde, kann auch als orthodoxjüdisch angesehen werden. Der Talmud schreibt eine genaue Gebetsordnung vor und erkennt nur die Gebete in hebräischer Sprache als wirksam an. Der altgläubige Jude gebraucht heute noch seine „Gebetsriemen" und betet nur stehend und mit bedecktem Haupt. (Vgl. dagegen 1. Kor. 11, 7.) Der katholische „Rosenkranz" ist aber wohl heidnischen Ursprungs. Man findet ein ihm ähnliches Ding bei den Hindu, die auch ihre Gebete an Kugeln oder Korallen abzählen; und so hat die Annahme Grund, daß dieses mechanische Beten von ihnen zu den Mohamedanern und von den Mohamedanern zur Zeit der Kreuzzüge zu den Christen gekommen ist.

Die geistliche Schulaufsicht.

Die Kirche betrachtet die Aufsicht über die Schule als ein altes verbrieftes Recht, welches sie mit der Behauptung begründet, daß die Schule von ihr ins Leben gerufen sei. Sie wehrt sich deshalb mit Hand und Fuß gegen das An-

sinnen des Staates und der Lehrerschaft, die Leitung ihrer Schöpfung anderen Kompetenzen zu überlassen. Nach ihrer Meinung war die Schule von jeher dazu bestimmt, die Jugend für die Auffassung der religiösen Wahrheiten zu befähigen. Wer die Schule der Kirche entreißt, der tut ihr Gewalt an. Rührend klingen die Klagelieder der unglücklichen Mutter um die ungeratene Tochter, welche von ihr nichts wissen will und gern auf ihre Fürsorge Verzicht leistet. Trotz der oft gehörten Lamentationen über den Undank der emanzipierten Tochter teilt doch nur ein geringer Teil unserer Bevölkerung die Auffassung der Kirche über ihr altes, wurmstichiges Recht. Ebenso wie die alte Kirche fortgeschritten ist und neue Formen und Ideen aufgenommen hat, so hat auch die alte aus der Reformationszeit stammende Schule sich dermaßen verändert, daß von ihr kaum mehr als der Name geblieben ist. Eine eingehende Schilderung der alten Schulverhältnisse kommt uns modernen Menschen wie ein altes Märchen vor, welches uns wohl durch seine Naivität anzieht und ergötzt, aber für unsere Zeit nicht mehr brauchbar ist; sie hat für uns höchstens noch ein historisches Interesse. Da ihre Ziele und ihre Lehrmittel für unsere Verhältnisse nicht passen, so betrachten wir sie als eine charakteristische Zeiterscheinung, welche durch die fortschreitende Kultur überwunden und überholt worden ist. —

Wie schwach begründet das Recht der Kirche auf die Schule ist, wird uns einleuchten, wenn wir uns die Frage beantworten: Was ist die Volksschule? Sie ist eine vom Staate oder von der Gemeinde ins Leben gerufene und unterhaltene Institution, worin die Jugend in den Elementen des Wissens von staatsseitig geprüften Lehrern unterrichtet wird. Diese Lehrer erhalten ihre Vorbildung in Anstalten, welche der Staat eingerichtet hat. Der Staat stellt die Seminarlehrer an und besoldet sie, er ordnet den Unterrichtsgang und regelt die Prüfungen der Schüler, ohne die Kirche in allen bezüglichen Fragen zu Rate zu ziehen. Es ist demnach unbestreitbar, daß der Staat für die Schule große Summen bezahlt. Diese Aufwendungen macht er natürlich deshalb, weil er von der Schule Förderung seiner Interessen erwartet. Das heranwachsende Geschlecht soll nicht bloß den staatlichen Organismus verstehen und würdigen, sondern auch verteidigen. Daß diese Erwartungen durch Gegenströmungen bisweilen unterbunden werden, ändert an der Richtigkeit dieser Darlegung keinen Deut. Wenn nun aber der Staat die Vorbildung und die Gehaltsverhältnisse der Lehrer allein reguliert, ferner alle Verhältnisse der Volksschule, ihre äußere und innere Ausstattung, ihre Lehrpläne, die Lage der Schulstunden, die Ferien, kurz alles und alles, was diese angeht, bis ins geringste Detail festlegt, so begreift man faktisch kaum, wie die Kirche immer wieder den Anspruch erheben mag, daß ihr von Rechts wegen die Oberaufsicht über diese rein staatliche Anstalt zusteht. Allerdings hat der Staat auch daran ein Interesse, daß seine Angehörigen in der Religion unterwiesen werden, er schätzt deshalb die Kirche und sorgt für die wissenschaftliche Ausbildung der Prediger, indem er Lehrstühle der Theologie auf den Universitäten unterhält, er betrachtet die Kirche ebenso wie die Schule als eine Dienerin, auf deren Schultern er einen Teil seiner Lasten legen kann, er wird aber der Kirche kein Recht einräumen, was er sich teuer erworben hat und das er nicht immer ohne Gefahr für seine Existenz aus den Händen geben kann. Es war jedoch seitens des Staates von jeher Gepflogenheit, dem lebhaften Drängen der Kirche gegenüber sich nachgiebig zu erweisen, „Krone und Altar" halten sich in gewissen Zeitläuften für solidarisch und glauben, sich nicht ohne gegenseitigen Schutz behaupten zu können. Darum läßt die Staatsregierung in kleineren Städten und auf Dörfern die Ortsschulinspektion der Geistlichen fortbestehen und stützt somit das vermeintliche Recht, auf welches die Kirche pocht. Sie schließt eine Art Kompromiß und sanktioniert durch diese Schwäche unerträgliche Zustände, über welche die Lehrer in ihren Versammlungen fortwährend Klagen erheben. Prediger und Lehrer, beide berufen an der geistigen Entwicklung der Gemeinden zu arbeiten, befehden sich infolge dieser Lage der Dinge häufig in häßlicher Weise und lähmen dadurch die Kräfte, welche im Dienste des Volkes wirken sollten. Wenn der Prediger findet, daß der Lehrer den Religionsunterricht nicht in seinem Sinne erteilt, so stellt er ihn zur Rede, überschüttet ihn mit Vorwürfen, verklagt ihn bei der Behörde und zerstört in blindem Eifer das gegenseitige Vertrauen. Und der Lehrer, auch ein Wesen von Fleisch und Blut, fühlt sich in seiner Freiheit beschränkt, in seiner Ehre verletzt und grollt deshalb dem Manne, der ihn schonungslos behandelt hat. — Besonders jüngere Theologen, deren Väter selbst unter der geistlichen Schulinspektion geseufzt haben, sollen nach den Berichten aus Lehrerkreisen sehr geneigt sein, ihre Stellung zu mißbrauchen, den im Dienste der Schule ergrauten Lehrer durch arrogantes Auftreten zu kränken.*) Der Streit zwischen dem geistlichen Schulinspektor und dem ihm unterstellten Lehrer läßt sich in der Regel darauf zurückführen, daß der Geistliche auch in Schulangelegenheiten als Autorität gelten will, eigenmächtige Anordnungen trifft und seinen Untergebenen durch sein herrisches Auftreten reizt. Zu diesem Kapitel, Leiden der Volksschullehrer betitelt, würde mancher Lehrer interessante Beiträge liefern können. — Schon unter dem Kultusminister Falk hegten die Lehrer die Hoffnung, daß sie von der geistlichen Schulaufsicht befreit würden. Seitdem dieser tapfere Vorkämpfer für geistige Freiheit sein Amt niedergelegt hat, sind die Erwartungen der Lehrerschaft zwar etwas tiefer gerückt, aber die Sehnsucht nach dem vorgesteckten Ziele ist darum noch nicht erstorben. Die Lehrerschaft verlangt seit Jahrzehnten nach fachmännischer Schulaufsicht, weil die Anforderungen an die Vorbildung und an die Amtstätigkeit des Lehrers derartig gesteigert worden sind, daß ein Prediger, der auf der Universität wohl einige Vorlesungen über Pädagogik gehört, aber doch nur eine geringe Einsicht in das Unterrichtswesen gewonnen hat, unmöglich ein richtiges Urteil über die Tätigkeit des theoretisch und praktisch vorgebildeten Lehrers abgeben kann. Der mitten in der Praxis stehende Lehrer muß sich mit pädagogischen Fragen täglich beschäftigen. Nun aber liefert die pädagogische Presse schon so reiches Material, daß nicht einmal der interessierte Lehrer alles bewältigen kann. Wenn nun aber nicht einmal der Lehrer als Fachmann imstande ist, alle pädagogischen Erscheinungen zu prüfen und zu studieren, wie soll man dann von dem Prediger erwarten, sich auf einem Gebiete au fait zu erhalten, welches mit seinem eigentlichem Studium, der Theologie, nichts zu schaffen hat! Seine Wissenschaft entwickelt sich auch stetig und produziert neue Werke, die er kennen muß, und da ist es doch natürlich, daß er seine freie Zeit auf theologische Studien verwendet und die Pädagogik entweder gar nicht beachtet oder nur gelegentlich mit einem Blicke streift. Kurz der eigentliche Theologe besitzt nicht die Qualifikation zum Schulinspektor, darum kommt die Lehrerschaft immer wieder mit der Forderung nach einem Fachmanne, der aus der Schule hervorgegangen ist, ihre Bedürfnisse kennt, sich in die Geschichte und in die Prinzipien der Pädagogik vertieft und die Arbeit des Lehrers und den Stand der Klassen zu beurteilen versteht. Sie will einen Mann als Inspektor haben, der lediglich den Fortschritt der Volksbildung erstrebt und die verjährten Ansprüche der Kirche und ihrer reaktionären Gesinnungsgenossen, welche die Schule zu einer dienenden Magd ihrer rückschrittlichen Bestrebungen machen will, einfach ignoriert. — Viele Geistliche verzichten auch gern auf ihr Nebenamt. Sie haben vollauf mit ihren eigentlichen Berufsgeschäften zu tun, namentlich jetzt, wo sie die Gemeinden gegen das Vordringen der sozialistischen und materialistischen Tendenzen schützen müssen. Die Verrohung der Sitten, die Völlerei, die Unzucht, die Lüge und andere sittliche Schäden, welche unsere Volksseele zu zerstören drohen, sind die Feinde, gegen welche Kirche und Schule ankämpfen müssen, und wenn sich

*) Hierfür müssen wir die Verantwortung ausdrücklich dem Herrn Verfasser überlassen. Wir bezweifeln es. R. E.

beide in diesem Kampfe aufrichtig die Hände reichen, dann handeln sie verständig und erleichtern sich ihre Aufgaben. Den edlen Menschen zu entwickeln, die geistigen Kräfte in den Dienst des Guten und Wahren zu stellen, das innere Auge zum richtigen Sehen zu gewöhnen, den Menschen opferwillig und hilfsbereit, demütig vor Gott und liebenswürdig gegen seinen Nächsten zu machen, daran arbeiten doch beide Faktoren seit Jahrhunderten. Sollten darum nicht beide Stände, der Prediger- und der Lehrerstand, ruhig nebeneinander ihre Straße ziehen und getrennt marschieren können, um gemeinsam die alten Feinde unseres Volkstums zu schlagen?

Bremen. F. Hildebrand.

Vom Büchertisch.

Schnizer, Johann Hinrich Wichern. Stuttgart-Calw, Vereinsbuchhandlung. 308 S., gebd. 2 ℳ.

Sucht das Gedächtnis Wicherns, als des Vaters der Inneren Mission, aufzufrischen durch eine kürzere Darstellung seines Lebens und Wirkens auf Grund des zweibändigen Werkes von Oldenburg über Wichern und der gesammelten Schriften des letzteren selbst. Die Darstellung ist schlicht und einfach, das Material in erschöpfender Weise zusammenfassend, daher zur Orientierung über Wichern sehr geeignet. Möge dieses neue Wichernbuch viele Leser finden.

Schumann, Bach — Händel — Mendelssohn. Stuttgart-Calw, Vereinsbuchhandlung. 319 S., gebd. 2 ℳ.

Bietet in dem Rahmen einer gedrängten Geschichte der protestantischen Kirchenmusik die Lebensbilder ihrer drei großen Tonmeister mit möglichst faßlicher Erklärung der innerhalb der Entwicklung der Musik auftretenden Kunstformen unter Berücksichtigung der geistlichen Musik bis zu Bach. Das Buch wird bei allen, die für Kirchenmusik Interesse haben, eine willkommene Gabe sein.

Rudelli, Else Leonhard. Stuttgart-Calw, Vereinsbuchhandlung. 151 S., gebd. 1 ℳ.

Bietet eine Erzählung, welche ihren Stoff dem Volksleben entnimmt und den tragischen Ausgang eines Verlöbnisses zwischen einem evangelischen Handwerker und der katholischen Tochter seines Meisters in ergreifender Weise zur Darstellung bringt.

Mariä Traum. Ein Gedicht von Immanuel Hoffmann. Berlin, 1902. Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund.

Das Gedicht bietet meist formvollendete Hexameter von hohem poetischem Schwung und berückendem Glanz der Darstellung. Es liest sich daher leicht und genußreich. Aber — aber — welch ein Traum! Es sind so verworrene Traumbilder, daß der Leser unmöglich daraus klug wird. Das Lied beginnt mit der Höllenfahrt Jesu, — so muß man den Eingang auffassen. Dann aber sehen wir eine liebliche Idylle in Bethlehem und Jesus als kleines Kindlein, über dem Maria wacht. Es ist Winter: „Schnee lag, knisternder Schnee ringsum. An den Seiten des Weges hatten die Nachbarn ihn zusammengeschaufelt." Wie so mancher nordische Stubengelehrte, der die griechischen Götter- und Heldensagen als Allegorie, namentlich als Kampf des Frühlings mit den Wintermächten erklärt, ahnt der Verfasser nichts vom südlichen, schneelosen, blühenden Winter! Dann sieht sich Maria im Geiste als heilige Jungfrau verehrt; auf dem Weg zum Tempel sieht sie spätere Geschlechter, im Tempel Simeon, der ihr ebenfalls katholische Verehrung entgegenbringt und ihr das Kind wegnimmt! Dann finden wir Maria bei Johannes dem Evangelisten; sie klagt über ängstigende Träume und erzählt von der Kindheit Jesu. Man weiß nun nicht, ob das auch noch im Traum geschieht, der sich fortspinnt. Immer verworrener werden die Bilder: Der Himmel öffnet sich, ein modernes Dorf brennt, Judas wird vor das Gericht gerufen; Maria erfleht Gnade für ihn und wird gen Himmel gehoben, während die Apostel beten: „Heilige Jungfrau, bitte für uns!"

Dann erwacht Maria am Ostermorgen. Magdalene verkündigt ihr die Auferstehung. Maria begehrt das heilige Abendmahl zu feiern.

Ist der Verfasser katholisch, worauf auch die Schreibweise „Sion" hindeutet, so hat er eine phantastische, wunderliche, oft rätselhafte, aber immerhin interessante und poesievolle Dichtung geschaffen. Für einen Protestanten wäre das Werk eine unglaubliche Verirrung. W. M.

Die evangelischen Kirchen und der Staat. Von Lic. Dr. Martin Schian, Pastor. Preis 80 Pf. Görlitz. 1904. Rudolf Dülfer.

Gegen die vom Verfasser geteilte Meinung Richard Rothes, das Ziel der Entwicklung sei das Aufgehen der Kirche im Staat, das ist in einem allgemeinen Staatenorganismus (wohl richtiger Völkerorganismus), ist nichts einzuwenden, ebensowenig gegen die Konstatierung des Verfassers, daß wir noch weit von dem Ziele dieses Idealstaates entfernt sind; die Praktiker zerbrechen sich darüber einstweilen nicht den Kopf. Dagegen wäre viel zu sagen gegen die Behauptung Schians: „Unsere heutigen Staaten verdienen nur in bescheidenem Maße das Prädikat einer sittlichen Gemeinschaft." Als ob der Staat nicht durch großartige Pflege der Barmherzigkeit, der Pflichttreue, des Rechtsbewußtseins, der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit, der Schulbildung, der Kunst, auch der teils in den Schulen betriebenen, teils den Kirchen übertragenen sittlich-religiösen Erziehung, überhaupt durch das gesamte, charakterbildende bürgerliche Leben eine sittliche Wirksamkeit ausübte, welcher die Kirchen mit ihrer Kleinarbeit entfernt nicht gleich kommen. Die dem Staat vorgeworfene äußere, in Wirklichkeit aber allseitige, Wohlfahrtspflege ist eine durchaus sittliche Tätigkeit; nur in den Einzelheiten besteht ein Gegensatz zwischen gut und nützlich, das allgemein Nützliche dagegen ist auch das Gute. — Das Verhältnis der evangelischen Kirchen zum gegenwärtigen, noch nicht idealen, Staate will der Verfasser neugeordnet wissen. Die Kirchen sollen selbständiger sein, das landesherrliche Kirchenregiment fallen, das Staatsoberhaupt nicht zugleich Kirchenoberhaupt sein; dennoch sollen die Kirchen nicht Freikirchen werden, sondern die Aufsicht über die Verwaltung, das Placet für die Bestellung der kirchenregimentlichen Organe und die Mitwirkung bei der kirchlichen Gesetzgebung, ausgenommen in religiös-sittlichen Fragen, sollen dem Staate bleiben. Der Verfasser verspricht sich ungemein viel von dieser Veränderung; der Leser aber fühlt sich an den Spruch erinnert: leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Der geschichtlichen Entwicklung kann man nicht in die Speichen fallen, und deren Gang scheint darauf hinzudeuten (man vergleiche Götzendienst, Mohammedanismus, Katholizismus, Protestantismus, Liberalismus), daß, je mehr das Übersinnliche räumlich in die Ferne rückt und die Wechselwirkung mit ihm an Greifbarkeit verliert, desto mehr der religiös-gottesdienstliche Eifer erkaltet und dem schweigenden Nachdenken Platz macht. Noch haben die Kirchen die Aufgabe und werden sie noch lange haben, das sittlich-religiöse Leben zu pflegen. Aber anzubahnen scheint sich eine Zeit, in welcher der Staat die Pflege der Sittlichkeit selbst in die Hand nehmen wird und damit zugleich die Pflege der Religiosität; denn beide kommen in ihrer Reinheit und Wahrheit auf dasselbe hinaus: auf die Unterordnung des Einzelwillens unter den Gesamtwillen, des Zeitlichen unter das Ewige. Diejenigen, welche die Religiosität in der besonderen Weise, wie sie ihrer Phantasie und Logik zusagt, weiterpflegen wollen, werden sich zu Freikirchen zusammentun, und der Staat wird jedem gestatten, nach seiner Façon selig zu werden.

Brieg. Lorenz.

Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim, sowie einige Berichte aus dem Leben christgläubiger Mohammedaner. Verlag deutsche Orientmission. Berlin. 1903.

Unter diesem Titel erscheint Nr. 4 der „Hefte zum christlichen Orient". Es will Freunde für die Mohammedanermission werben und die Geschichte der Märtyrer zeigt, daß auch unter den Mohammedanern das Suchen nach Wahrheit sich mitten heraus aus der Stagnation des religiösen Denkens und Empfindens erhebt und das Recht der freien, persönlichen Überzeugung gegenüber dem Zwange althergebrachter Formen sich geltend macht. Die deutsche Orientmission hat sich nun Bulgarien als Zentralstelle für ihre Arbeit ausersehen und hofft dort in Frieden arbeiten zu können. Ihr Grundsatz ist gut, und nach vielen Mißgriffen auch in der Praxis der Heidenmission je länger je mehr zur Anerkennung gekommen: Sie will das Volkstum der Mohammedaner schonen, ihnen nicht die Denkweise, Sitten und Gebräuche der occidentalen Christenheit aufdrängen, sondern die Wahrheit des Evangeliums sich ausgestalten lassen in orientalischer Form. — Ob aber überhaupt schon die Missionszeit für die mohammedanische Welt gekommen ist, erscheint zweifelhaft. Angesichts der vielen Mißerfolge und nutzlosen bisherigen Opfer auf diesem Gebiet raten zur Zeit besonnene christliche Kenner der Verhältnisse von dem Unternehmen ab. Der mohammedanische Fanatismus und die allseitige Verquickung mit der Politik lassen es heute noch unmöglich erscheinen, aus den Mohammedanern unter islamitischer Regierung christliche Gemeinden zu sammeln. Günstiger für eine direkte Mohammedanermission sind die Aussichten in den christlichen Kolonialreichen, wo z. B. auf Java und Sumatra wirklich bereits ansehnliche christliche Gemeinden aus den Bekennern des Islam gesammelt worden sind. Der gewiesenste Weg aber, missionierenden Einfluß auf die mohammedanische Welt zu gewinnen, ist gegenwärtig der, die innerhalb derselben vorhandenen alten, verkommenen christlichen Kirchen zu reformieren und durch protestantischen Geist neu zu beleben, eine Arbeit, die in der Türkei selbst, auf europäischem und asiatischem Boden, vornehmlich von dem American Board seit langen Jahren unter den Nestorianern, den monophysitischen Jacobiten und den Gregorianischen Armeniern mit guten Erfolgen getrieben wird.

Steinsdorf. M. P.

Otto Erich Hartleben, „Von reifen Früchten." Verlag A. Langen, München, ℳ. 3.

Der erfolgreiche Verfasser der wirkungsvollen Theaterstücke „Rosenmontag", „Abschied vom Regiment" und anderer schreibt hin und wieder auch Gedichte. Sein erstes Buch nannte er „Meine Verse" und jetzt hat er als deren zweiten Teil eine kleine Anzahl Gedichte unter dem Titel „Reife Früchte" herausgegeben. Gewiß erfüllt eine herbstliche Reife das Buch, es liegt der schwere Glanz der Ode über den Versen, die meistens des Reims entbehren. Aber von wirklich schönen Gedichten habe ich eigentlich doch nur ein oder zwei gefunden „Auf Reisen" und „Von reifen Früchten". Den meisten andern fehlt Blut und Herzenswärme und so lassen sie trotz aller Vollendung der Form ziemlich kalt.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 3.

Bremen
Berlin.

16. Januar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Evangelischer Bund und „Kreuzzeitung". — Aus Oldenburg: Von der Landessynode. — Nachrichten. — Berichtigung. — Anzeigen.

Evangelischer Bund und Kreuzzeitung.

Nachdem die „Kreuzzeitung" schon lange mit nicht gerade freundlichen Blicken der Arbeit des Evangelischen Bundes zugeschaut, hat sie seit der Protestbewegung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und neuerdings, durch die Beurteilung des Falles Heckenrot gereizt, in vielen Artikeln und Notizen, dem Bunde die Vorwürfe politischer Agitation, liberaler Neigungen, konfessioneller Verhetzung gemacht.

Der Evangelische Bund hat sich gegen diese Angriffe gewehrt und ist stark genug, sich selbst zu verteidigen. Unsere Unterstützung in diesem Kampf wäre ihm kaum willkommen und nützlich, würde sie doch nur den falschen Verdacht nähren, als erstrebten die Liberalen eine Machtstellung im Bunde und wollten sich durch Hilfeleistung empfehlen. Daß unsere Sympathie in diesem Streit auf seiten des Bundes ist, wird die „Kreuzzeitung" weder ihm noch uns verdenken können, zumal wenn wir es offen aussprechen, daß uns der Bund zu wenig zu tun scheint in der Bekämpfung römischen Wesens in der evangelischen Kirche und daß wir ihm oft unsere schärferen Waffen gegen Rom wünschten, ohne daran zu denken, sie ihm aufzudrängen.

Daß dieser Streit einmal kommen mußte, war klar, nicht nur, weil seit der Gründung, bei der man die Führer der konfessionellen Gruppen nicht zuzog, jene stets mißtrauisch den Bund beobachteten, sondern auch weil der Kampf gegen Rom, das durch das ultramontane Zentrum eine politische Größe in Deutschland ist, den Konflikt mit der Partei, die vermöge ihrer Welt- und Staatsauffassung dem Zentrum nahe steht und in vielen Fragen mit ihm gehen muß, immer nahe legt. Die deutsch-konservative Partei hat in ihrem Aufruf prinzipiell mit den Zielen des Bundes sich einverstanden erklärt, sie hat auch nicht zum Austritt aufgefordert, sie hat sich mit ihrem festen Bekenntnis, von ihrer evangelischen Überzeugung nicht weichen zu wollen, und mit der Erklärung, der Gegensatz zwischen Rom und Wittenberg sei auch für sie unüberbrückbar, Malicen von seiten der Römischen ausgesetzt. Alles gut und erfreulich, aber wenigstens das eigene Verhalten der konservativen Partei gegen ihren schlimmsten Feind, die Sozialdemokratie, gibt dem Evangelischen Bunde Recht zu der Frage nach einigen anderen Mitteln noch, die die Partei zur Überwindung der römischen Gefahr empfehlen kann, als die sie in jenem Aufruf als geistige Waffen nennt, „Liebe und Gebet".

D. Rade bezeichnet in der „Chr. Welt", Nr. 1, es als Verdienst der „Kreuzzeitung", daß sie den hohen und unentbehrlichen Gedanken, daß beide Konfessionen sich doch um Christi und des Vaterlandes willen vertragen müssen, vertritt, aber gewiß ein Verdienst, Friedensmahnungen im Augenblick, wo der Gegner zum Angriff vorgeht, werden allen, die dies sehen und des Gegners Haß und Feindschaft kennen, verkehrt erscheinen. Der Kampf steht bevor! Denn der Gegner, die römische Kirche, will den Kampf, sie muß ihn wollen, weil sie die Alleinseligmachende, die Unfehlbare ist und darf erst Frieden schließen, wenn sie gesiegt und alles sich unterworfen hat. Alles Handeln, alle Konzessionen, aller Patriotismus, alle Toleranz der römischen Kirche ist unter diesem Gesichtspunkt allein zu verstehen, das sollen sich alle die sagen, die mit ihr verhandeln oder zusammengehen, das muß immer und immer wieder den Protestanten vor Augen sein. — Ja noch mehr, der Gegner führt den Kampf schon unermüdlich, rücksichtslos, bald im Kleinen in Bekehrungsversuchen einzelner, bald im Großen durch Geschichtsfälschung und Verdrehung, wie neuerdings Denifle in seinem berüchtigten Lutherbuch, wie der Verfasser der galanten Abenteuers Luthers, wie Majunke mit seiner Behauptung von Luthers Selbstmord, bald gröber bald feiner; hier mit Verhandlungen der Regierung, dort durch Sammlung und Fanatisierung von Vereinen, vor allem aber durch eine Presse, die ebenso wunderbar organisiert, wie skrupellos redigiert ist und in abertausenden von Exemplaren ultramontane Gesinnung deutschen Lesern vermittelt, und endlich durch den Beichtstuhl, der intensiver wirkt als alle Predigt, Zeitung, Volksrede oder Versammlung. — In solcher Zeit, noch einmal sei's gesagt, zum Frieden zu reden, ist verkehrt. Auch vertagen läßt sich ein Kampf nicht, den der Gegner rücksichtslos begonnen (jedes Zögern schafft ihm neuen Vorteil), etwa weil ein anderer Kampf nötiger, oder politische Erwägungen maßgebend seien, der muß geführt, er muß jetzt durchgefochten werden, es gilt den Bestand und die Entwicklung deutscher protestantischer Kultur, es gilt die Freiheit deutschen Volkstums.

Aus Oldenburg.

Von der Landessynode.

O. Alle drei Jahre tritt bei uns eine Landessynode zusammen, bestehend aus 35 Mitgliedern, von welchen 30, nämlich 12 geistliche und 18 weltliche Abgeordnete, von den 7 Kreissynoden gewählt, 5 vom Großherzog ernannt werden, herkömmlich 2 geistliche und 3 weltliche. In Finanzfragen haben die als geistliche Abgeordnete Gewählten nur beratende Stimme; die übrigen 23 bilden die engere Synode. Die 21. (seit 1849) Landessynode tagte vom 24. November bis 5. Dezember 1903. Eingeleitet durch einen kirchlichen Gottesdienst, in welchem der Synodale, Pfarrer Iben von Vechta, über Nehem. 4, 19 f. predigte, wurde sie vom Kultusminister im Namen des Großherzogs eröffnet. In der Eröffnungsrede wurde als hochwichtig die Begründung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses hervorgehoben; — kühler äußerte sich darüber nachmals die Synode; sie begrüßte dieselbe „als einen, wenn auch kleinen Fortschritt zur dringend wünschenswerten, energischen Zusammenfassung der in den deutschen evangelischen Kirchen ruhenden Kräfte". Verschiedene Richtungen traten dabei nicht hervor. Überhaupt war der Verlauf der Verhandlungen ein sehr friedlicher.

Den Richtungen nach war die Synode ähnlich zusammengesetzt wie die letztvorhergegangenen: unter den weltlichen Abgeordneten kirchlicher Liberalismus durchaus vorherrschend, von den geistlichen, wie von der gesamten Geistlichkeit des Landes, etwa ein Viertel streng konfessionell, die Hälfte mild „positiv" oder vermittelnd, ein Viertel entschieden liberal. So erneuerte der Führer der Konfessionellen, Kirchenrat Schauenburg von Golzwarden, nicht den vor drei Jahren gemachten Versuch, Einführung (zunächst nur fakultative) des Apostolikums in den sonn- und festtäglichen Gottesdienst zu erreichen. Der Versuch, welcher vor drei Jahren unter Führung des Synodalen Pfarrer Lohse von Stollhamm abgewiesen wurde, — zur Wahrung der Einheitlichkeit der Landeskirche, — würde diesmal ebenso vergeblich gewesen sein.

Die wichtigste Vorlage war ein Gesetzentwurf betr. Fürsorge für die Witwen und Waisen der Pfarrer usw. Die kirchliche Gesetzgebung mußte dem Vorgang der staatlichen folgen. Die Pfarrer wie die Mitglieder und Beamten des Oberkirchenrats gehören bisher der staatlichen Beamten-Witwenkasse an, welche den Witwen 20 Prozent des Diensteinkommens der verstorbenen Ehemänner, höchstens 1200 Mk., gewährt. Dieselbe ist seit Ende 1902 für neue Teilnehmer geschlossen, kommt für Staatsbeamte nicht mehr in Betracht, indem dieselben keine Beiträge mehr zu leisten haben und die Witwen- und Waisengelder aus der Staatskasse gezahlt werden, und soll, wenn sie ihre Verpflichtungen gegen die übrigen Versicherten erfüllt hat, ganz aufgelöst werden. Die Zahlung der jährlichen Beiträge an diese Kasse wurde für die Mitglieder und Beamten des Oberkirchenrats 1891 auf die Zentralkirchenkasse übernommen, für die Pfarrer 1894 auf eine neugegründete Pfarrwitwenkasse, doch also, daß sie selbst vorläufig noch $^4/_{10}$ der Beiträge zu zahlen hatten, dann $^3/_{10}$, $^2/_{10}$, $^1/_{10}$. In diese Kasse flossen jährlich 12 000 Mk. aus der Zentralkirchenkasse und die Zinsen eines Fonds, welcher aus gewissen Überschüssen gesammelt wurde. Nun galt es weiter zu sorgen. Die Synode zeigte sich opferwilliger, als der Oberkirchenrat annehmen zu dürfen geglaubt hatte. Um die Hinterbliebenen der Pfarrer denen der Staatsbeamten möglichst gleichzustellen, wurde das Witwengeld nicht wie in dem Gesetzentwurf (und wie bisher) auf 20 Prozent des Diensteinkommens, höchstens 1200 Mk., sondern auf 30 Prozent, höchstens 1500 Mk., festgestellt, das bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres zu zahlende Waisengeld für Waisen, deren Mutter lebt, auf 150 Mk., für Vollwaisen nicht auf 200, sondern auf 250 Mk. bemessen, — dagegen ein Zuschlag von jährlich 100 Mk., der nach dem Entwurf jeder künftigen Pfarrerwitwe von der Gemeinde, an welcher ihr Ehemann zuletzt angestellt gewesen, gewährt werden sollte, meist aber wohl kaum gern geleistet worden wäre, gestrichen. Auf 1500 Mk. konnte der Höchstbetrag des Witwengeldes normiert werden, während er für Witwen von Staatsbeamten 1800 Mk. beträgt, weil die Pfarrerwitwen aus Predigerwitwenkassen jährlich 200 Mk., in einigen Landesteilen etwas mehr, beziehen (wofür freilich die Pfarrer Beiträge zu leisten haben), dazu einige Witwen aus örtlichen Predigerwitwenfonds nicht unerhebliche Beträge. — In die Pfarrwitwen-, jetzt Pfarr-Witwen- und Waisenkasse, aus welcher fortan auch die Witwengelder, soweit sie nicht von der Beamtenwitwenkasse zu bestreiten sind, und die Waisengelder zu zahlen sind, sollen statt der bisherigen 12 000 Mk. jährlich 15 000 Mk. aus der Zentralkirchenkasse fließen, womit voraussichtlich Ansammlung eines vollgenügenden Fonds gesichert ist, da die Überschüsse vorläufig jedenfalls groß sein werden und da dem Fonds bei Auflösung der Beamtenwitwenkasse ein Teil von deren großen Fonds zufließen wird. Auch so wird die gesamte Belastung der Gemeinden für die allgemeinen Kirchenausgaben doch kaum 5 Prozent der staatlichen Einkommensteuer betragen.

Das Gesetz wurde so, wie es durch den zur Vorberatung erwählten Ausschuß umgestaltet war, von der engern, dann auch von der gesamten Synode einstimmig angenommen, und der Oberkirchenrat erklärte seine Zustimmung.

Leider kommen die Wohltaten des Gesetzes den Witwen und Waisen der vor 1904 verstorbenen Pfarrer nicht zu gut. Es wurden aber dem Oberkirchenrat etwas reichlichere Mittel als bisher für „Unterstützung an Hinterbliebene von Kirchendienern" zur Verfügung gestellt.

Das vorgelegte Gesetz betr. Fürsorge für die Witwen und Waisen der Mitglieder und Beamten des Oberkirchenrats, wonach dieselben denen der Zivilstaatsdiener gleichgestellt werden, wurde fast unverändert angenommen, so auch ein Gehaltsregulativ für die Mitglieder und Beamten des Oberkirchensrats, um welches früher vielfach zwischen Kirchenregiment und Landessynode Streit gewesen ist, nun friedlich vereinbart.

Das Gesetz vom Jahre 1901 betr. das Diensteinkommen der Geistlichen, erhielt einen Zusatz, nach welchem auch ordinierte Hilfsprediger usw., wie Pfarrer, an Gemeinden, in welchen mehr als 4000 Seelen auf einen Geistlichen kommen, eine Funktionszulage erhalten. — Die 90 Gemeinden des Landes sind sehr verschieden an Größe; es sind unter ihnen auch, die kaum 400, ja eine, welche weniger als 150 Glieder zählt.

Der Entwurf eines Gesetzes, nach welchem der Anstaltsgeistliche an dem Diakonissenhaus Elisabeth-Stift in Oldenburg, welcher sein Gehalt vom Diakonissenhausverein bezieht, die gleichen Berechtigungen wie Pfarrer auf Alterszulagen aus der Zentralpfarrkasse, Emeritierung, Witwen- und Waisenversorgung erhalten sollte, erregte Bedenken in der Synode und wurde auf Antrag des Finanausschusses vom Oberkirchenrat zurückgezogen. Es wurden aber außer dem bisherigen Zuschuß von 1000 Mk. zum Gehalt des Anstaltsgeistlichen weitere 1500 Mk. jährlich zu freier Verfügung des Vorstandes des Diakonissenhauses bewilligt. — Bemerkt sei hier, daß das Diakonissenhaus unter der Leitung seines jetzigen, tüchtigen, noch jungen Geistlichen wohl gedeiht. Es zählt jetzt reichlich 50 Schwestern, welche allmählich mehr und mehr in die Arbeit der Ludwigsluster Diakonissen in unserm Lande eintreten, so daß diese ihre Kräfte mehr ihrem Heimatlande widmen können. Für das Diakonissenhaus findet jährlich eine Kirchenkollekte im Lande statt. Beitragende Mitglieder hat der Diakonissenhausverein überall in Stadt und Land.

In einem „Generalbericht" gibt der Oberkirchenrat einen Überblick über wichtigere Erscheinungen auf kirchlichem Gebiet in der abgelaufenen Synodalperiode. Sehr verschieden gestaltet sich in den Gemeinden das kirchliche Leben. So beträgt z. B. die Kommunikantenzahl in nicht wenigen Geestgemeinden mehr als 50 Prozent, bis zu fast 100 Prozent, in 3 Gemeinden des vorwiegend katholischen Münsterlandes mehr als 100 Prozent, in einer 131 Prozent, dagegen in manchen Marschgemeinden weniger als 10 Prozent, bis herab zu 5 Prozent der Seelenzahl. Entsprechend verschieden ist auch der Kirchenbesuch. In der kirchlichen Armenpflege und in Kirchenkollekten zeigt sich doch durchweg ein Fortschritt. Der Generalbericht gelangt in den drei Abteilungen, in welche die Synodalen durch Los verteilt werden, zu freier Besprechung. Es wurde dabei auch eine Vorstellung mehrerer Pfarrkonferenzen, soweit sie nicht oben erwähnte Gesetzentwürfe betraf, berücksichtigt. Die aus den Abteilungsberatungen hervorgegangenen Anträge wurden teils von der Synode angenommen, teils durch zustimmende Erklärungen des Oberkirchenrats erledigt. Sie betrafen Teilnahme von Kandidaten an Instruktionskursen für innere Mission, Gewährung eines angemessenen Umzugsgeldes für Pfarrer, Feststellung des Tages, mit welchem ein Pfarrer bei Versetzung in den Genuß des Einkommens seiner neuen Pfarrstelle tritt, statistische Mitteilungen über Kindergottesdienst nach dem Gruppensystem, auch

über Ehescheidungen, genauere Unterscheidung von Privatkommunion und öffentlicher Abendmahlsfeier, Vermehrung der geistlichen Kräfte für Seelsorge in der Gefängnisanstalt zu Oldenburg und in der Strafanstalt zu Vechta, eine kirchliche Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, neue Schriftverlesungen für den Bußtag und für das Reformationsfest, endlich den deutschen evangelischen Kirchenausschuß (s. o.). Wortführer der Synode war dabei (auch Berichterstatter des Finanzausschusses) der Synodale Pfarrer Lohse von Stollhamm in so vortrefflicher Weise, daß von anderer Seite kaum etwas hinzuzufügen war.

Eine in der erwähnten Pfarrkonferenz-Vorstellung ausgesprochene Bitte, es möge den ordinierten Hülfspredigern usw. ein höheres Gehalt als den nicht ordinierten gesetzlich gewährt werden, wurde dem Oberkirchenrat zur Prüfung überwiesen. — Die Zahl der Kandidaten ist so sehr gesunken, daß auch nicht ordinierte (vor dem zweiten Examen) schon im Kirchendienst verwandt werden müssen.

Unter den eingegangenen Petitionen können zwei auf Anwendung des Pfarrer-Diensteinkommensgesetzes bezügliche hier übergangen werden.

Eine Petition der Organisten und Küster, welche mit wenigen Ausnahmen im Hauptamt Lehrer sind, ging in erster Linie auf Befreiung von den „niedern Küsterdiensten". Zu solcher Befreiung ist im Jahre 1894 durch ein Kirchengesetz ein Weg gebahnt, aber nicht von allen Gemeinden beschritten worden; auch haben nicht alle Organisten und Küster die Befreiung (durch Ablösung) gewünscht. Die Synode sprach sich dahin aus, die Sache möge durch ein neues Gesetz so geordnet werden, daß die Befreiung auf Antrag des zeitigen Inhabers der Stelle jeder Zeit, spätestens aber bei nächster Vakanz, eintrete.

Die Handelskammer für das Herzogtum Oldenburg bat wieder, wie schon vor drei Jahren, um Verlegung des Erntefestes, welches am Freitag vor dem 21. Oktober, und des Reformationsfestes, welches am 31. Oktober gefeiert wird, auf Sonntage. Einstimmig sprach sich die Synode für Beibehaltung des großen geschichtlichen Gedenktages für das Reformationsfest aus; dagegen gingen die Meinungen auseinander inbetreff des Erntefestes: 18 gegen 16 Stimmen erklärten sich für Verlegung desselben auf einen Sonntag. Möchte der deutsche evangelische Kirchenausschuß einheitliche Feier der beiden Feste herbeiführen!

Nachrichten.

Allgemeines.

Schule und Leben. Die „Berliner Zeitung", die seit dem 1. Januar unter der Chefredaktion des Herrn von Gerlach, der mit Naumann die Fusion der Nationalsozialen mit der Freisinnigen Vereinigung mitgemacht hat, berichtet (Nr. 7) über das Berliner Schulwesen: 22 Millionen, von denen etwas mehr wie drei Millionen durch Schulgeld aufgebracht werden, stehen auf dem Schuletat. 14½ Mill. werden für Gehälter, zwei Millionen für sachliche Ausgaben verwendet. 264 Gemeindeschulen mit 4105 Klassen bestehen zur Zeit, dazu kommen im neuen Jahr 9 Schulen mit 150 Klassen. Ermittelungen über die Berufswahl von 9044 Knaben und 9536 Mädchen haben folgendes Ergebnis gehabt: Darnach sollten 688 zunächst ohne Beruf bleiben, 127 treten in höhere Lehranstalten, 244 in besondere Berufsschulen ein. 3435 wurden Handwerker, 495 Schreiber, 86 Fabrikarbeiter, 854 Arbeiter. Einem technischen Gewerbe widmeten sich 893, dem Kunstgewerbe 648 Knaben. 1312 gingen zum Handel, 148 in das Gastwirtsgewerbe, 114 wählten den Land- und Gartenbau. Von den Mädchen blieben 5770 zunächst ohne Beruf im Elternhause, 177 traten auf höhere Schulen über. 877 wollten sich private Handarbeit suchen, 1385 gingen in einen Dienst, 100 in die Fabrik. Den kaufmännischen Beruf erwählten sich 1190, 9 traten in den Staatsdienst und 28 widmeten sich der Kunst.

Protestantisches.

(Preußen.) Für die Landeskirche der älteren Provinzen gibt der Oberkirchenrat folgende statistische Angaben über das Jahr 1902: An Übertritten aus der katholischen zur evangelischen Kirche sind 4723 angemeldet worden gegenüber 377 Austritten aus der evangelischen Kirche zur katholischen. Doch dürften diese Zahlen weder auf der einen Seite, noch auf der anderen auf Vollständigkeit Anspruch machen können. Zu sonstigen kirchlichen Gemeinschaften (Sekten) sind im gesamten Gebiet der altpreußischen Landeskirche mit nahezu 17 Millionen Evangelischer nur 1643 aus der Landeskirche übergetreten, wogegen 621 aus solchen Gemeinschaften zur Landeskirche zurückgetreten sind. Es hat daher mit der von der katholischen Presse fast alltäglich angekündigten Auflösung der Landeskirche in Sekten noch gute Wege. — An neuen Kirchspielen sind 17 gegründet worden, von denen auf Westpreußen 4, auf die Provinz Posen 5 entfallen, 3 auf Ostpreußen und je eine auf Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen und Rheinland. An geistlichen Stellen, einschließlich der Vikariate und der fundierten Hilfspredigerstellen, sind 70 neu begründet worden. Die Gesamtzahl der neu erbauten bezw. restaurierten Kirchen und Kapellen hat 79 betragen, davon 37 an Orten und Parochien, wo bisher eine evangelische Kirche nicht gestanden hat. Die Mehrzahl der neu erbauten Kirchen, nämlich 19, entfällt auf die Provinz Brandenburg. In Westpreußen sind 6, in Posen und Schlesien je 8, in Westfalen 10, in Rheinland 9 Kirchen neu gebaut worden, davon in Westpreußen 4, in Posen 7, in Schlesien 5, in Rheinland 6 an Orten, in denen bisher eine Kirche überhaupt nicht gestanden hat.

(Westpreußen.) Am 27. November starb in Neuteich der Superintendent Kähler, der langjährige Vorsitzende der Westpreußischen Provinzial-Synode. Kähler erfreute sich allgemeiner Wertschätzung. Man sah den Mann mit dem scharf geschnittenen, geistvollen Gesicht gerne auf dem Ehrenplatz, den er zehn Jahre hindurch in der Provinzial-Synode inne hatte und den er mit Geschick und Würde behauptete. Ursprünglich der Mittel-Partei angehörig, schwenkte er später — vielleicht unter dem Einfluß seines Schwagers Stöcker? — zur positiven Union ab. Er hat aber nicht zu den Heißspornen gehört, sondern brachte anderen Überzeugungen Duldsamkeit entgegen. So hat, als der Sturm der „Professoren-Anträge" durch die Provinzial-Synoden brauste, die Westpreußische unter seinem Vorsitz zu den rühmlichen Ausnahmen gehört, welche die Bewegung gegen die Lehrfreiheit schon in den Vorberatungen unterdrückte, so daß es zu einer Verhandlung im Plenum gar nicht kam. — Unvergessen soll es ihm auch sein, daß er im Anfang der Pfarrer-Vereins-Bewegung, als es ein gewisses Risiko war, sich zu derselben zu bekennen, mutig auf die Schanze sprang und den Vorsitz des Westpreußischen Verbandes übernahm. Erst vor einem Jahre legte er, gezwungen durch Überbürdung, den Vorsitz im Pfarr-Verein nieder.

(Schleswig-Holstein.) Zum Konsistorialpräsidenten ist der Geheime Regierungsrat Müller, seit 1901 Verwaltungsdirektor der Charité, vorher seit 1886 als Assessor und Konsistorialrat in Berlin, Kiel und Hannover tätig, ernannt worden. Er wird gleichzeitig Kurator der Kieler Universität.

(Württemberg.) Dem „Staatsanzeiger für Württemberg" entnehmen wir zur Statistik des evangelischen Kirchendienstes auf 1. Januar 1904. Im Laufe des Jahres 1903 sind 12 aktive Geistliche mit Tod abgegangen, darunter 1 Kandidat. In den Ruhestand versetzt wurden 14, wogegen 9 im Ruhestand lebende Geistliche gestorben sind. Der Senior der aktiven Geistlichkeit steht

im 75. Lebensjahr. Neu besetzt wurden 93 Stellen, darunter die Stelle des Oberhofpredigers und 5 Dekanate. Die erste theologische Dienstprüfung haben 26 Kandidaten bestanden, im Frühling 3, im Herbst 23. Durch Bestehung der zweiten theologischen Dienstprüfung haben 45 Kandidaten die Befähigung zur definitiven Anstellung erlangt. Anstellungsfähige Kandidaten sind zur Zeit 128 vorhanden. Erstmals angestellt auf inländischen Pfarreien wurden 39 Kandidaten, darunter 10 im Wege patronatischer Nomination. Das durchschnittliche Alter der ersten Anstellung berechnet sich auf 31,1 Jahre. Entlassen wurden wegen Übergangs in anderweitige Berufsverhältnisse 7 definitiv angestellte Geistliche. Ins Lehramt sind übergetreten 6, darunter 3 definitiv angestellt. Die Gesamtzahl der examinierten und im unständigen Kirchendienst verwendbaren Predigtamtskandidaten betrug auf 1. Januar 1903 333. Auf 1. Januar 1904 werden nach Ausgleichung von Abgang und Zuwachs deren 336 zu verzeichnen sein. Evangelische Theologie studieren auf der Landesuniversität zur Zeit 195 Inländer, nämlich 145 Seminaristen und 50 Oppidaner. Am 1. Januar 1903 wurden 184 Studierende gezählt, nämlich 131 Seminaristen und 53 Oppidaner.

(Bremen.) Am 6. Januar hielt der hiesige Protestantenverein eine Versammlung, wobei Herr Prof. D. Bousset aus Göttingen, als Gast des Vereins, einen Vortrag hielt über das Thema: „Was wissen wir von Jesus?" Der Vortragende prüfte die von Dr. Kalthoff, Bremen, aufgestellte These, daß Jesus eine Erdichtung religiös-kommunistischer Klubs und ein Zukunftsideal sei. Diese Hypothese, welche in wissenschaftlichen Kreisen keine Zustimmung gefunden hat und in dem neuesten Leben Jesu von P. W. Schmidt nicht erwähnt wird, hat D. Bousset für unhaltbar erklärt, wie es schon früher in diesen Blättern geschehen ist, und zwar aus geschichtlichen Gründen. Der Vortrag war sehr stark besucht. Die Tagesblätter brachten umfangreiche Artikel. In einer „Erklärung und Berichtigung" zum Vortrage D. Boussets erklärt Dr. Kalthoff, der Redner habe nichts Sachliches vorgebracht, was nicht jedem Theologen, also auch ihm selber, längst bekannt sei. — In unserer Stadt hat sich ein Freidenkerverein gebildet, der, nach Erklärungen des Vorstandes, Haeckels Welträsel als sein Evangelium anzusehen scheint. Wir wollen gewiß auch Freidenker sein, können aber Haeckels Welträtsel nicht als höchsten Ausdruck der Wissenschaft anerkennen. Die bremischen Freidenker scheinen nicht zu wissen, daß die bedeutendsten Naturforscher und Philosophen den unwissenschaftlichen Charakter des Buches nachgewiesen und beklagt haben. Das Urteil von Theologen kommt für diese Freidenker natürlich nicht in Betracht.

(Arolsen.) Am 31. Dezbr. starb hierselbst hochbetagt Geheimrat Varnhagen, der langjährige Präsident des waldeckschen Konsistoriums in einer besseren Zeit als die jetzige ist. In ihm verkörperte sich gleichsam die letzte liberale Epoche der waldeckschen Kirchengeschichte. Sein Name stand unter den Berufungsschreiben eines Schramm, Bassermann, Bahnsen, Scipio, Köthe, die alle während seiner Amtstätigkeit im kleinen Fürstentum ihres Glaubens leben und in der Kraft desselben segensreich wirken durften. Wir hoffen, unseren Lesern über diesen charaktervollen Vertreter des freien Protestantismus in den waldeckschen Bergen noch näheres mitteilen zu können. Heute sei ihm von einem alten Waldecker nur noch ein herzlich-dankbares: „requiescas in pace" zugerufen.

Römisches.

Die **Beichtväter** des Münchener städtischen Krankenhauses streiken, weil einem derselben die Stellung vom Magistrat gekündigt worden war, der über die Sünden gegen das 6. Gebot in schamverletzender Weise Fragen gestellt hatte. Die klerikale Presse begrüßt mit Zustimmung das Auftreten der Beichtväter, „daß kein Geistlicher es nach diesen Erfahrungen mit seiner Standesehre vereinbar hält, unter den heute bestehenden Bedingungen eine solche Stelle als „magistratischer Dienstbote" anzunehmen und so den auf so eigentümliche Weise zum Streik gezwungenen Kuraten in den Rücken zu fallen." Und die armen Kranken?!

Ausland.

(Frankreich.) Auf den Index der verbotenen Bücher hat der Papst folgende Werke Alfred Loisys gesetzt: La réligion d'Israel; L'Evangile et l'Église; Etudes evangéliques; Autour d'un petit livre; Le quatrième Evangile. Möchten sie doch recht viele Leser finden.

Berichtigung. Nr. 1, Seite 11 u. r. muß es heißen die Römischen und Seite 12 o. l. natürlich Inferiorität statt Superiorität.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Spruchbuch
von Louise Kugler.
Zitate und Sentenzen aus den Meisterwerken deutscher Dichtung.
5. Auflage. Preis M. 6.—

Die dritte **Pfarrstelle** an der Lutherkirche ist durch die Gemeinde-Körperschaften zu besetzen. Sie gewährt nach dem Besoldungs-Regulativ für Berlin 1500 Mk. Wohnungsgeld und ein dem Dienstalter entsprechendes Gehalt von 2500—7000 Mk. Bewerbungen sind bis zum 1. Februar an uns einzureichen.
Berlin W., Bülowstr. 74, den 6. Januar 1904.
Der Gemeinde-Kirchenrat der Luthergemeinde.
Kramm.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden bereitwilligst überallhin gratis und franko versandt.
Bremen. Verlag des Protestantenblattes.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.
Soeben erschien:
Die Willensfreiheit.
Eine neue Antwort auf eine alte Frage
von
Dr. Adolf Bolliger,
Professor an der Universität Basel.
Geheftet Mk. 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.